

125

Satellit

Des

Siebenbürger Wochenblatts.

No. 67

Kronstadt, 23. August

1847.

Die Ernte.

Von Dr. S.

Neulich ging ich über die frischen Stoppelfelder. Ich hatte schon so lange einem hin und her schwankenden Fußsteige folgen müssen, der eigensinnig genug war, von der im vorigen Jahre begonnenen Richtung nicht um einen Fuß breit abzuweichen. Und welche Fesseln es sein mögen, wären es auch die liebsten, man ist gerne zeitweilig, wenn auch nur auf einige Stunden, von ihnen frei. Man muß sich manchmal gerade strecken, sonst wird man krumm oder höckerig. Darum bekommen die Leute, die nie offen und gerade sind, einen Kagenb... Man soll aber auch nicht immer in einer Richtung gehen, sonst tritt man sich seine Schuhe leicht krumm, und man verlernt das sich Umkehren und Wenden außer den gewissen Stadien des Lebensspaziergangs. Darum ging ich über die Stoppelfelder.

Ich riß aus Zeitvertreib einen Stoppel heraus. Er schien mir lang, ich maß ihn, und siehe da! er hatte 18 Zoll. Eine Länge, die für vieles gut wäre, allein für einen Stoppel zu lang scheint; denn um so kürzer muß das Stroh sein. Ich verglich mehrere Stoppeln mit den Halmen der geschnittenen Frucht und fand, daß jene $\frac{1}{3}$ und die Hälfte der Halme betrug. Das macht bei der Strohfesung den Unterschied, daß ein Landwirth statt 9 Fuhren Stroh nur 6 Fuhren, oder statt 8 Fuhren nur 6 Fuhren Stroh bekommt, daher im 1. Falle 3 Fuhren, im 2. Falle 2 Fuhren Stroh einbüßt*). Die Fuhr Stroh, wie sie heuer in nicht sonderlich armen Gegenden war, zu 3 fl. W. W. veranschlagt, verliert ein Wirth, der jenes Quantum producirt, an Stroh 6 bis 9 Gulden. Der Verlust wird größer, wenn man berechnet, was durch solches Fruchtschneiden eine Gemeinde verliert. Der Werth solchen Verlustes beträgt bei manchen über 2000 fl. jährlich. Allein was ist noch der Geldwerth, verglichen mit dem Bedarf des Landwirthes! Ist des Strohes wenig, kann er damit sein Vieh den Winter über nicht füttern, so muß er es zum Nachtheile seiner Wirthschaft in einer Zeit verkaufen, in der das

Vieh am wohlfeilsten ist, oder — wenn er es hat — Geld auslegen, und das ist eine böse Wirthschaft, wenn der Dekonom kaufen muß, was er selbst erzeugen soll. — Warum schneidet man die Frucht nicht tiefer? Man will sich nicht bücken! Nun, das ist Gabe des Himmels, vor der man sich wohl bücken kann, wenn man sie in Empfang nimmt. — Ich möchte wissen, ob der so faumselige Wirth, wenn ich den Werth des verabsäumten Strohes von 9 fl. in Kreuzern mit 540 Stück, einen nach dem andern, auf die Straße würfe, jeden Kreuzer aufheben würde, vorausgesetzt, daß ihm jeder Kreuzer, ehe er ihn einstecken kann, zweimal aus der Hand fiel? Er würde wahrscheinlich das Geschäft unternehmen, allein sein Stroh läßt er doch zur Hälfte oder zu einem Drittel auf dem Felde, obschon er sich beim Schneiden ohnedies bücken muß, und es sich nur darum handelt, sich etwas tiefer zu bücken. Solche Stoppelfelder wie hier, findet man weder in Polen noch in Rußland, viel weniger in Deutschland und anderen besser bebauten Ländern. Und man klagt über Strohman gel — das ist offenbar Scherz, denn sonst würde man es nicht auf den Feldern lassen: man hat genug, zu viel, man will es nicht!

Ich sah nach dem Schnitte, besonders an Rainen und Gräben ganze Buschen, Haufen und Reihen von Disteln und Unkraut stehen. Nur wenige Wirthschaften die im Felde gewachsenen Unkräuter mit, an fruchtlosen Stellen blieben letztere gewöhnlich, und an Rainen und Gräben durchgehends gleichsam zur Saamengewinnung stehen. Schon zu Israels Zeiten scheint man zur Zeit der Ernte das Unkraut mit der Frucht geschnitten zu haben, wie dieses aus Math. 13, 30. hervorgeht. Hier läßt man es stehen, damit es sich besaame und den Acker überfülle. Die an Rainen stehende Unkräuter sind nicht minder schädlich. Winde führen den Saamen über das ganze Feld. — Und in der That sah ich jene Felder, die an ihren Rainen überwuchernde Unkräuter stehen lassen, mehr als alle anderen Nachbarländer durch Unkräuter vergiftet. — Allerdings kann man hier nicht daran denken, die Felder wie im Auslande durch Zäun und Reinigung des Saamens rein zu erhalten, obwohl diese Mühe nur einmal größer ist und sich vielfach lohnt, indem dadurch nicht nur mehr Fruchthalme, sondern diese auch ergiebiger werden; allein das besprochene Abschnei-

*) Nicht ganz dieses Verhältniß, weil etwas vom Halme doch stehen bleiben muß.
Dr. S.

den der eben Saamen tragenden Unkräuter ist zu wenig Mühe fordernd, um nicht zu sagen: „da seht, was Ihr nicht thut.“

Der große Polenprozeß in Berlin

(Zweite Sitzung).

Am 3. August begannen die Spezialverhandlungen gegen L. v. Mieroslawski und diejenigen 54 der Angeklagten, welche mehr oder minder in die ihm zur Last gelegten Verbrechen verwickelt sind. Zunächst wird die Spezialanklageakte verlesen. Während dessen zeigt Mieroslawski die größte Ruhe und Unbefangenheit; bald spricht er leise mit seinem Verteidiger, Kammergerichtsassessor Meyer, bald blättert er in Papieren. Nachdem der Präsident hierauf einige Fragen durch den Dolmetscher an ihn gerichtet, spricht Mieroslawski den Wunsch aus, daß es ihm gestattet werden möge, sich in französischer Sprache zu verteidigen; sein Anwalt unterstützt dieses Gesuch mit der Bemerkung, daß Mieroslawski von Geburt ein Franzose sei. Der Präsident erklärt jedoch den Gebrauch der französischen Sprache für unzulässig; es könne nur deutsch oder polnisch verhandelt werden. Mieroslawski überreicht jetzt ein französisches Manuskript und spricht durch den Dolmetscher die Absicht aus, nach diesem Manuskript seine Vertbeidigung zu führen. Der Staatsanwalt protestirt dagegen, daß bei einer mündlichen Verhandlung die Vertbeidigung nach einem Manuskript zugelassen werde; der Präsident erklärt jedoch, daß der Annahme des Manuskripts nichts im Wege stehe. Jetzt erhebt sich von Mieroslawski und beginnt seine Entwidlung in einer polnischen Rede, die so lange dauert, daß der Dolmetscher nicht Alles wiedergeben kann, sich an das „Wesentliche“, in indirekter Rede referierend, halten muß, und dadurch den Effekt außerordentlich schwächt. Diesen aber hatte Mieroslawski selbst, trotz der den Meisten unverständlichen Sprache, auf's Höchste zu steigern gewußt. So ruhig er bis jetzt dagewesen, so feurig wurde er, während er sprach. Sein Gesicht erglühte, und eine Leidenschaftlichkeit gab sich in seinem ganzen Wesen kund, welche die Zuhörer auf's Tiefste ergriß und worin sein ganzer Nationalenthusiasmus hervortrat. Bald sprach er im wildesten Ungeßüm, bald war seine Stimme klagend und Thränen stürzten aus seinen Augen; bald schlug er die Brust wie bei heiligen Bethuerungen, bald hob er die Hände zum Himmel, als wollte er von dort Zeugen herabrufen, bald streckte er den Arm wie zum Kommando aus. Der Eindruck, den er auch bei Jenen machte, die kein Wort verstehen konnten, wird als ein außerordentlicher und vielleicht nie dagewesener geschildert; viele der Mitangeklagten brachen in Thränen aus. Mieroslawski hatte sich im Reden vielfach an diese und selbst an das Publikum gewendet. Während er nun sich dem höchsten Pathos hingab und Alles schweigend an seinem Munde hing, erhob sich plötzlich, ihn unterbrechend, der Staatsanwalt; zwar verstehe er kein Polnisch, allein die ganze äußere Erscheinung des Redners lasse ihn annehmen, daß er es

hauptsächlich auf Effekt bei seinen Mitangeklagten und beim Publikum abgesehen habe, ohne Erhebliches vorzubringen. Er trage deshalb darauf an, daß für's Erste der Dolmetscher den wesentlichen Inhalt der Rede mittheile und das Gericht danach entscheide, ob der Redner so fortfahren könne. Der Dolmetscher erklärt, der Angeklagte habe die revolutionäre Bewegung aus höhern Prinzipien vertbeidigt und sei auf Speziell's nur wenig eingegangen. Präsident: „Wenn Dem so ist, so kann von dem Angeklagten nicht fortgefahren werden.“ Der Verteidiger erklärt dagegen, daß der Angeklagte sich gegen die Fassung und Folgerungen des allgemeinen Theils der Anklageschrift vertbeidige und deshalb gehört werden müsse. Zugleich wiederholt er den Antrag auf Gestattung der französischen Sprache, auf S. 58 der Kriminalordnung sich berufend, wonach der der deutschen nicht mächtige Angeklagte sich der französischen oder lateinischen Sprache bedienen darf. Der Gerichtshof zieht sich auf einige Minuten zur Erwägung dieses Punktes zurück und gibt nach seinem Wiedereintritt die Erklärung ab: da nicht alle Mitglieder des Kollegiums der französischen Sprache hinlänglich mächtig seien, so müsse jetzt, wo der Angeklagte sich auf die Anklage nur im Allgemeinen einzulassen habe, das bisherige Verfahren fortgesetzt werden; später, bei der Vertbeidigung, werde die Gestattung der französischen Sprache eber möglich sein. Jetzt tritt plötzlich aus der Mitte der Vertbeidiger der Justizrath Martins auf und bittet in deren Namen, daß Mieroslawski die ganze Rede noch einmal halten dürfe, und der Dolmetscher sie dann vollständig überseze, da durch die Unterbrechung das bis jetzt Vorgetragene null und nichtig sei. (Bravo der Zuhörer; der Präsident gebietet Ruhe.) Nun läßt der Präsident den Dolmetscher (Landgerichtsdirektor Ahrends) den Inhalt von Mieroslawski's Rede angeben. Der Angeklagte, erklärt hierauf Herr Ahrends, läugne hauptsächlich, daß eine Verschwörung bestanden habe; man könne nur von Sympathie sprechen. Da die Auskunft des Herrn Ahrends für ungenügend erachtet wird, so trägt der zweite Dolmetscher Jaresewski nach den von ihm aufgeschriebenen Details die Rede vor. Mieroslawski hat, wie er bemerkt, die Angaben der Anklageschrift von den Grundsätzen der demokratischen Gesellschaft für unrichtig erklärt. Kommunismus sei ein Utopien; die Gesellschaft habe nichts mit demselben gemein. Diese habe nur die Zwecke der Befreiung. Aber auch eine Demokratie im Sinne der Anklage habe die Gesellschaft nicht gewollt, d. h. sie habe keinen Aufbruch, keine Anarchie einführen wollen. Der Zweck war Selbstständigkeit des Volkes, dazu aber war zunächst, damit das Volk gekräftigt werde, Diktatur nothwendig. Was endlich das dritte Moment, die Revolution betrifft, so erklärte Hr. v. Mieroslawski, daß diese Revolution dem Volke nur als Ideal vorschweben sollte. „Man hat verbotene Bücher gefunden“; aber wer, fragt Herr von Mieroslawski, wer von dieser ganzen Versammlung hat keine verbotene Bücher in Besitz? „Man hat Waffen gefunden.“ Aber wozu braucht ein Konspirateur Waffen? Sind welche gefunden, so war es Zu-

125

fall; vielleicht ein Spiel, das man damit getrieben. „Man hat Reden gehalten; man hat Mitwissenschaft entdeckt.“ Sollte es, fragt Herr v. Mieroslawski, verboten sein, daß ein Pole, wenn er für das Wohl seines Vaterlandes und seiner Mitbrüder, etwas weiß, sein Wissen ihnen mittheilt? Der Vertheidiger des Angeklagten vermüßt noch einige Punkte in dem von Hrn. Jaresewski wiedergegebenen Vortrage: Mieroslawski hat auch gesagt, Kommunismus sei Theilung der Güter, und auf die Theilung Polens Bezug genommen; ferner hatte er gesagt: Als er vor vier Jahren in Posen gewesen, habe er 3500 Menschen gefunden, welche den Eid der Gesellschaft geleistet; seitdem möge sich die Zahl derselben noch vergrößert haben. Woher komme es aber, daß nur 251 Angeklagte eingezogen seien? Kaum hatte Hr. Meyer geendet, als aus der Mitte der Vertheidiger wiederum interpellirt wurde. Justizkommissarius Furbach tritt vor: Im Interesse der Angeklagten protestire ich feierlichst gegen das bisher beobachtete Verfahren. Es ist notwendig, daß jedes Wort, das gesprochen wird, gehört werde, daß die ganze Rede vollständig wiedergegeben wird. Die fernem Proteste schließen sich alle Vertheidiger an. Ein Bravo erfolgt aus den Reihen der Zuhörer. Der Präsident gebietet wiederholt Ruhe. Er fährt fort: „Bis jetzt hat es sich nur um allgemeine Punkte gehandelt. Bei dem Verhöre, so wie bei der Vertheidigung wird Punkt für Punkt überseht werden.“ Die Vertheidiger halten sich mit dieser Erklärung zufrieden gestellt. Es folgt nun das weitere Verhör. Mieroslawski erklärt: der Hauptzweck der sogenannten Verschwörung, d. h. der Verbindung, sei gegen Rußland gerichtet gewesen. Auf die Frage: ob nicht auch gegen das Großherzogthum Posen? antwortete er verneinend. Präsident: Angeklagter hat in der Voruntersuchung angegeben, daß die Festung Posen genommen werden sollte. Mieroslawski gibt zu, daß das erste Aufgebot in Posen sein sollte, aber der Aufstand sei nicht gegen Preußen, sondern gegen Rußland gerichtet gewesen. — Um 11 1/2 Uhr tritt eine halbstündige Pause ein, nach welcher das Verhör wieder fortgesetzt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Hermanstadt, 16. August 1847.

* * * Sie werden sich wohl gewundert haben, gerade von dem ihrer Correspondenten, welchem die Einführung stabiler und rascher Berichterstattungen aus allen Theilen des Landes für unsere Blätter stets so sehr am Herzen lag, so lange keine Nachrichten zu erhalten. Ich ließ aber nur, was ich nicht thun konnte! Keine Welle rührte sich auf dem ewigalatten Spiegel Unseres socialen Lebens, und wir hatten Mühe genug, in stets wiederkehrenden Begegnungen, immer unsere, und der unsern spießbürgerliche Gestalt ohne Trübung durch fremde Elemente zu erblicken! Endlich ward Veränderung, wir sahen — Bilder, Bilder, die von einem heftigen Beifallssturme begleitet, selbst verrostet-antidiluvianische Pedanten in Verückung und Entfärbung brachten, die, eine fata-morgana, Gebilde des

grauen Alterthums vor unsere moderne Anschauung hinaubern, neues Leben, neue Heldenkraft und frischen Aufschwung in unsere Bewohner zurückrufen! Ich meine die lebenden Bilder des Herrn Wlach, welche uns ganz den Kopf verrückt haben, wie aus dem Artikel des Siebenbürger Boten über diese Darstellungen deutlich und unbestreitbar hervorgeht. Die Gesellschaft des Herrn W. besteht aus 4 Individuen, und führte uns in zwei Vorstellungen bei Abonnement suspendu und rauschendem Beifall, theils allegorische, theils historische, theils mythologische Scenen in so vollendeter, wahrhaft künstlerischer, plastisch-schöner und edel-einfacher Weise vor, daß wir nicht umhin können, diese zunächst auch Kronstadt besuchende Gesellschaft einer näheren Aufmerksamkeit zu würdigen. Die besonderen Vorzüge dieser Darstellungen vor ähnlichen, früher auch hier schon gesehenen, bestehen darin, daß ihnen Meisterwerke antiker und moderner Bildnerei zum Muster dienen, selbe nicht in marmorartigem, weißen Trifot, sondern in der natürlichen Hautfarbe und einem glänzenden, anpassenden, farbigen Costüm gegeben werden, die dabei figurirenden Individuen von schöner, kräftiger, ausdrucksvoller Bildung sind, und mit unnachlässlicher Aufmerksamkeit, eifrigem Studium, seltener Grazie und prägnantem Ausdrucke ihre getreuen Copien hoher Kunstwerke — verkörpern, und schließlich durch den Umstand, daß sich selbe auf einer beweglichen Scheibe befindend, eine allseitige Anschauung möglich machen. Herr Wlach selbst ist in der That ein bewundernswerthes Ideal männlicher Schönheit, die reizenden Formen der mitwirkenden Damen näher zu beleuchten, dürften uns Ihre freundlichen Leserinnen wohl verwehren. Sorgen Sie in Kronstadt, um das Ganze zu vollenden, noch für eine gute Musik-Begleitung, die wir uns hier gerne aufmerksamer und weniger illusionstörend gewünscht hätten — so sollen meine Empfehlungen uns keine Schande machen.

Daß Herr Schmitts, der alte Liebling unseres Publikums, hier bekränzt und rasend beklatscht wurde, wird Ihnen bekannt sein; daß aber Hr. Gruber, unser bisherige Held, durch den schmeichelhaften Applaus bei seinem Wiederauftreten ermuntert, sich über das gemeine Comödiantenwesen erheben, und im Vereine mit Hrn. Schmitts in klassischen Stücken auftreten wird, mag als ein neuer Beweis dienen, daß wir uns in dem talentvollen Hrn. Gruber nicht täuschten, wenn wir ihn einen gebildeten Schauspieler nannten. Herr Gruber setzt an Provinzbühnen so häufig vorkommende Privat-Intriguen verständig bei Seite, stellt seine lobenswerthen Leistungen denen des Hrn. Schmitts an die Seite — macht die Aufführung größerer Piecen möglich, und erwirbt sich so die Achtung des Publikums. Wir hatten es auch nicht anders von diesem gebildeten Schauspieler erwartet, dem eine entgegen gesetzte Handlungsweise — eine comödiantenartige Rivalität ganzlich fremd ist! —

Schlüßlich kann ich nicht umhin, Sie von dem fatalen Aufsehen zu unterrichten, das die Briefe aus Groß-Schilda in der Besther Zeitung bei uns machten. Sie erregten den nicht ganz ungegründeten Unwillen einer großen Menge, und besonders tadelnswertb erscheint das Besprechen einer Person, die sich nie der Oeffentlichkeit aufgedrungen hat, und ganz schuldlos in hämischer Weise durchgehohlet wird! So viel ist gewiß, daß der kühne Correspondent, sollte er aus seiner Anonymität hervortreten, manchen Fatalitäten ausgesetzt wäre, welche auch jetzt

schon ganz unschuldige, wie Referenten — bedrohten. Darum von allen Seiten — basta! Bewundern Sie unsern Heldennuth, wenn Sie von dem Neuesten das Beste baldigst erfahren sollen! —

Allelei Neuigkeiten.

Die Fruchtpreise auf dem Kronstädter Wochenmarkt am 20. August waren ziemlich hoch. Es wurde für den Kübel Weizen über 16 fl. W. W. verlangt. Die Ursache dieser hohen Preise war die geringe Zufuhr. Die Ernte ist in vollem Gange.

Die „Pesther Zeitung“ vom 13. August meldet, daß am 11. d. M. der erste Transport Arbeiter von Pesth, über 300 Mann stark, nach den Theißgegenden abgegangen sei, um an das große Werk, der Regulierung dieses Flußes, Hand anzulegen.

Ein rheinisches Blatt erzählt aus Mainz: „Als am 10. Juli bei der Ankunft des Prinzen Wilhelm von Preußen, auf dessen Befehl Generalmarsch geschlagen wurde, befand sich Bäcker K. von dort zur Andachtsübung in der St. Quintius-Kirche. Erschreckt durch den zu ungewöhnlicher Stunde erschallenden Generalmarsch, und ungewiß über die Bedeutung desselben, fragte er den Küster, was der Lärm zu bedeuten habe. Der Küster, als Spasvogel bekannt, erwiderte ihm, daß Brotunruhen ausgebrochen seien, und das Volk in diesem Augenblick bei den Bäckern auf der mittlern Bleiche tobe. Unser Bäckermeister, welcher selbst in der genannten Straße wohnt, wurde todtenbleich, und rannte voller Angst nach Hause, fortwährend rufend: „Hab' ich's nicht gleich gesagt, sie sollen um 6 fr. abschlagen.“ Erst als er zu Hause angekommen, sich überzeugte, daß man ihn zum besten gehabt, sah er ein, wie sehr er sich und seine Collegen durch seine Angst compromittirt habe, und dient nun zur Zielscheibe von Wizen aller Art.

Ein unangenehmes Mißverständnis widerfuhr, wie die „Magd. Ztg.“ schreibt, kürzlich einem ehrenwerthen preussischen Geistlichen auf seiner Durchreise nach Italien in München. Derselbe leidet an Nervenzufällen, die ihn bisweilen in bewußtlosen Zustand versetzen; diese überfielen ihn in München auf der Straße, so daß er besinnungslos zur Erde niederstürzte. Als er wieder zu sich kam, fand er sich zu seinem Schrecken in einem Gefängnisse, in Gesellschaft eines des Diebstahls Beschuldigten. Mit Mühe nur gelang es ihm, obgleich die bei ihm gefundenen Papiere ihn rechtfertigen mußten, wieder freigelassen zu werden, nachdem man ihm, der angeblich für betrunken, 48 Kreuzer für Tragelohn abgenommen hatte.

Jerome Bonaparte soll von der französischen Regierung die Erlaubniß erhalten haben, sich mit seinem Sohne in Frankreich aufzuhalten. Er wird nächste Tage hier erwartet.

Die Tafeln zur Statistik der österreichischen Monarchie, zusammengestellt vom Director der administrativen Statistik, Hof-

rath Czörnigg, sind für das Jahr 1843 beendet. Die Zahl der Bevölkerung erhob sich da auf 36,098,330 Seelen (darunter vom Militär 504,988), während sie im vorangegangenen Jahre 35,804,152 betragen hatte. Die Zahl der Häuser war von 5,036,548 auf 5,070,960, die der Familien von 7,444,160 auf 7,576,622 angewachsen. Das Militär erscheint um 3207 Mann geringer als 1842. So weit sich der Zweck der Bevölkerung auf die Wehrpflicht bezieht, ergibt sich in der Militär-Conscription unterliegenden Provinzen die Zahl der ganz Unanwendbaren 2,387,656, der Landwehrmannschaft 46,069, der zum Dienste im stellungspflichtigen Alter von 19—30 Jahren Vorgemerkten 864,799, und der zur Landwehr Berufenen 239,360 Mann. Wird die Bevölkerung des Jahres 1843 mit jener von 1840, wo ebenfalls die Volkszählung Statt gefunden, in Vergleich gebracht, so findet sich in diesem Zeitraume eine Zunahme derselben um 2,99 Procent, und zwar die geringste im Lande ob der Enns mit $\frac{0}{81}$, die stärkste in Galizien mit $\frac{3}{81}$. Die in dieser Beziehung scheinbar regellos vorkommende Zunahme, welche sich weder nach dem Verhältnisse der Volksdichtigkeit, noch nach jenem der productiven Bodenfläche richtet, zeigt gleichwohl eine bemerkenswerthe Regelmäßigkeit, wenn man sie auf jeden Bewohner durchschnittlich entfallenden Ackerfläche gegenüber stellt. Hiernach stellen sich die einzelnen Provinzen in nachstehender Ordnung: Galizien, Mähren und Schlesien, Böhmen, Venedig, Oesterreich unter der Enns, Dalmatien, Lombardien, Militärgränze, Küstenland, Kärnthen und Krain, Steiermark, Siebenbürgen, Tyrol, Oesterreich ob der Enns.

Die Herren Regis und Comp. in Paris betreiben ein ganz eigenthümliches Geschäft: sie handeln nämlich mit — Göttern. An ihrem Magazine ist mit großen Buchstaben zu lesen *Dépôt de deux africains*. Den Hauptabsatz haben sie am Senegal, wo es so viele Könige gibt, als es im Mittelalter in Italien und Deutschland Fürsten gab. Diese afrikanischen Könige befriegen einander fortwährend um der geringfügigsten Ursachen willen, und sobald einer eine Schlacht verliert, dankt er seine „Götter“ ab, und bestellt sich andere bei Regis und Comp., die eine ziemliche Anzahl Künstler beschäftigen, welche jene Göttenbilder aus allerlei Material mit Schlangenköpfen, Löwenmäulern und Flegelzagen herstellen. Erhält ein solcher Potentat am Senegal eine Sendung neuer „Götter“, so fängt er sofort einen Krieg mit einem Nachbar an, um zu versuchen, ob sie gut sind. Die Götterfabrik soll bereits sehr viel Geld eingetragen haben.

Aus der Militär-Grenze schreibt man der „Presburger Zeitung“: Die heurige Ernte hat sich überaus günstig bewiesen. Der Weizen ist wunderschön, großförmig und sehr ausgiebig, eben so der Hafer, welcher auch bereits geschnitten wird; es ist nur sehr zu bedauern, daß hierlands der Grenzer in der Regel gar zu nachlässig ist, und keine Arbeit zur wahren Zeit verrichtet. So sind hierlands die halben Wiesen noch nicht gemäht, Gerste, Weizen und Halbfrucht stehen noch in Menge auf den Feldern, und hiezu der schon reif gewordene Hafer!